

Der Kunstkasten als Planschbecken

Nein, einen richtigen See wollten sie nicht, die Winterthurer. Nun kriegen sie vorübergehend doch noch einen «Seeraum» an einem überraschenden Ort: im Kunstkasten auf dem Sulzer-Areal. Die Künstlerin Anne Hody geht darin sogar auf Tauchstation.

CHRISTINA PEEGE

Die Augen zugekniffen, grosse Wasserblasen vor Mund und Nase: Wer sich dem Kunstkasten nähert, hält vor dem Bild der Taucherin unwillkürlich selbst die Luft an. Unter dem Titel «Seeraum» bespielt die in Basel ansässige Künstlerin Anne Hody (* 1964, Winterthur) den Kunstkasten mit einer eigenwilligen Installation. Sie verleiht dem Katharina-Sulzer-Platz das Ambiente eines Mini-Seeufers oder eines Schwimmbads mit Planschbecken. Nicht dass man sich da zurzeit bei den herrschenden Temperaturen wirklich gerne hinlummeln würde. Nein, die Schwimmerin beneidet man nicht, schon eher stellt sich zum Gefühl des akuten Sauerstoffmangels auch noch das einer durch Mark und Bein dringenden Kälte ein. Zugegeben, weniger Wasserscheue erinnern sich angesichts der Installation eher an die Stille unter Wasser, an Tiefe und die Freiheit, sich in alle möglichen Richtungen zu drehen und zu wenden. Aber egal ob man angesichts der Schwimmerin und des Bildes zappelnder Gliedmassen eher an Tauchgänge in warmem Meerwasser oder Taucher unfreiwilliger Art im kalten Dorfbach denkt: Hodys Arbeit entwickelt eine sinnliche Penetranz, der man sich nur schlecht entziehen kann. Dies liegt daran, dass Hody den Betrachter in seinem Alltag abholt, mit Szenen, die jedem vertraut sind.

Inszenierter Alltag

Doch hat Hody hier kein Alltagsbild in den Kunstkasten projiziert, sondern eine subtile Inszenierung desselben. Denn sie schlüpft gerne in andere Rollen. Das vermeintlich grosse Foto ist also kein Abbild, sondern eine subtil gestellte Momentaufnahme, die Schwimmerin ist nämlich sie selbst. In früheren Arbeiten hat sie, kostümiert als Dame, die Fotos ihrer Bildungsreisen in ein Album sortiert oder als Wetterfee, die Wolken liebkost, dem Betrachter eine Art Spiegel vorgehalten, in dem sie Verhaltensweisen ad absurdum führt und sie so zur Debatte stellt. 2006 hat sie im Kunstverein

Tiergarten in Berlin Katastrophenbilder zusammengestellt, von Wirbelwinden, eingestürzten Häusern und fassungslos weinenden Opfern. Denn alles, auch Privates, wird heute öffentlich gemacht. Zu gern kritisiert man diese Allgegenwart «der medialen Bilderflut». Dennoch schaut man immer wieder gebannt hin, auch wenn man dabei Grenzen der Scham und des Anstands überschreitet.

Hody führte in Berlin diese Form von Voyeurismus subtil vor Augen, indem sie selbst in die Rolle der Opfer oder Retter schlüpfte und die Szenen als inszeniert erkennen liess. Derart überführt, mag man sich als Betrachter ärgern oder auch über sich selbst schmunzeln. Doch genau in diesem Augenblick findet auch ein bemerkenswerter Prozess statt: Dem Betrachter wird der Boden unter den Füßen weggezogen, er beginnt, sich mit der von Hody «gespielten» Figur zu identifizieren. Die Künstlerin stellt mit solchen Inszenierungen Fragen nach den Möglichkeiten und Grenzen der subjektiven Identifikation mit Bildern: Sie setzt Empathie anstelle des Konsums, die Identifikation löst eine distanzierte Bildlektüre ab.

Eine Grenzüberschreitung

Pfeifend entweicht die Luft aus den Lungen, tief holt man Atem und zieht den Mantel oder die Jacke enger um die Schultern. Nur allmählich verebbt die Gänsehaut. Selbst der ewig wehende Luftzug auf dem Katharina-Sulzer-Platz vermag keine so penetrante Kälte über die Nieren kriechen zu lassen wie das Bild der Taucherin.

Der Selbsttest zeigt: Da schwappt eine Welle über den Rand des Kunstkastens: Eine Identifikation mit Figuren in einem Bild ist möglich. Wie weit diese Identifikation geht und ob sie gar irgendwelche Handlungen im Interesse der im Bild inszenierten auslöst, bleibt offen. Oder anders gesagt: Jedem der Tiefgang, den er sucht. Jetzt aber heisst es: Nichts wie auftauchen!

Bis 3. April 2011

Der Kunstkasten auf dem Katharina-Sulzer-Platz ist rund um die Uhr einsehbar.



Der Kunstkasten wird zum «Seeraum», der Katharina-Sulzer-Platz ein bisschen zur Seepromenade. Bild: Christina Peege

DOMINIKANERINNEN VON TÖSS (1)



Grab oder Erinnerungsort – die vermutlich erst im 15. Jahrhundert angebrachte Grabplatte von Elisabeth von Ungarn.

Bild: Schweizer Nationalmuseum

Das Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur ist dem einzigartigen Kreuzgang des Klosters Töss gewidmet. Im März lädt zudem die Volkshochschule Winterthur zu einer Begegnung mit Töss ein. Vor diesem Hintergrund sollen einzelne Tösser Klosterfrauen ausführlicher vorgestellt werden. (red)

Buchhinweis

Silvia Volkart: Bilderwelt des Spätmittelalters. Die Wandmalereien im Kloster Töss. Stadtbibliothek Winterthur und Chronos-Verlag Zürich, 2011.

Eine Königstochter in Töss

Als Wohltäterin des Klosters Töss ist Elisabeth von Ungarn in die Winterthurer Geschichte eingegangen. Wer war diese ungarische Prinzessin, die 1336 gestorben sein soll?

PETER NIEDERHÄUSER

Als «stille Tragödie» schildert der Winterthurer Pfarrer und Literat Robert Heinrich Oehninger das Leben der ungarischen Prinzessin Elisabeth, die vor 675 Jahren im Kloster Töss gestorben sein soll, in seinem Buch «Der Schleier der Prinzessin», das die legendenhafte Lebensgeschichte Elisabeths nacherzählt (Vogel-Verlag, 2000).

Einer Tragödie glich ihr Leben in der Tat, weil das Mädchen unter der Obhut ihrer Stiefmutter nicht ganz freiwillig in die Schweiz kam. Zum andern spielt Oehninger damit auf ihren Abschied vom weltlichen Leben zugunsten eines geistlichen an: Um 1310 entschied sich Elisabeth für den Dominikanerinnenkonvent Töss, der sich seither als «königliches Kloster» betrachten durfte.

Elisabeth von Ungarn war zweifellos die bedeutendste Nonne in der dreihundertjährigen Klostergeschichte; das ungarische Wappen diente später sogar als Klosterwappen. Zu den wenigen heute noch erhaltenen Resten des Klosters zählt der steinerne Grabdeckel, der das Grab von Elisabeth abschloss und dessen Inschrift auf das lobenswerte Leben der angeblich 1336 verstorbenen Konventschwester hinweist. Der Winterthurer Chorherr Laurenz Bosshart erinnerte zudem in seiner Chronik an das «erhabene» Grab in der Klosterkirche, das für jene königlichen und fürstlichen Töchter stehe, die im Konvent versorgt wurden.

Prinzessin und Stiefmutter

Die späteren Schilderungen – und Verklärungen – der ungarischen Prinzessin stehen allerdings in keinem Verhältnis zum tatsächlichen Wissen über den Klosteralltag. Elisabeth von Ungarn taucht zu Lebzeiten nur gerade in einer einzigen Urkunde auf, als ihre Stiefmutter Töss 1318 Geld vermachte, das der standesgemässen Versorgung von Elisabeth, aber auch dem Gedanken der nächsten Verwandten dienen soll-

te. Diese Stiefmutter war keine Geringere als Agnes von Ungarn, die Tochter des 1308 bei Windisch ermordeten habsburgischen Königs Albrecht. Agnes heiratete um 1297 den verwitweten ungarischen König Andreas, der bereits 1301 starb.

Unter abenteuerlichen Umständen musste Agnes mit ihrer 1295 geborenen Stieftochter Elisabeth Ungarn verlassen und zog nach dem Tod ihres Vaters in den Aargau, wo sie das Kloster Königfelden förderte und die habsburgische Politik prägte. Ein Faustpfand der habsburgischen Interessen, begleitete Elisabeth ihre Stiefmutter auf der langen Reise in den Westen. Wie «frei» der Eintritt in das Kloster Töss erfolgte, sei dahingestellt.

Wirklich «populär» scheint die Prinzessin erst ein rundes Jahrhundert nach ihrem Tod geworden zu sein. In Zusammenhang mit einer Blütezeit erbaulicher Traktate über das vorbildliche Leben von Nonnen fand nicht nur das berühmte Schwesternbuch von Elisabeth Stagel, sondern auch die Legende von Elisabeth ihre Gestalt. In dieser geistlichen Literatur ging es nicht um die Darstellung des Klosteralltags, sondern um das Ideal weiblicher Frömmigkeit. Wie weit dabei auf Vorlagen und auf reale Personen aus dem frühen 14. Jahrhundert zurückgegriffen wurde, muss offenbleiben.

Tatsache ist auf jeden Fall, dass Elisabeth von Ungarn erst um 1430 als verehrte Klosterfrau greifbar wird, der gemäss Legende zahlreiche Wunder zu verdanken sind – aus dieser Zeit dürfte auch die Grabplatte stammen. Die Absicht hinter dieser (Neu-)Entdeckung von Elisabeth liegt auf der Hand. Töss konnte sich in einer Zeit des Umbruchs als Hort vorbildlicher weiblicher Frömmigkeit und als Konvent mit Kontakten zu Königen rühmen. Gleichzeitig sollte die Prinzessin als Heilige und Töss als Wallfahrtsort propagiert werden.

Geschichte und Geschichten
Allfälligen Zweifeln an dieser Darstellung begegnete der Verfasser der Legende höchst geschickt: Einer Nonne sei nämlich im Traum ein Bischof erschienen, der die ganze Geschichte der seligen Königin aus einem Buch vorgelesen und am Schluss den wahren Inhalt ausdrücklich betont habe. Wer Elisabeth von Ungarn aber wirklich war, ist und bleibt ein Rätsel.